



Leseprobe

Hisham Matar
**Geschichte eines
Verschwindens**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 192

Erscheinungstermin: 10. Juni 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein herausragender Roman über die Folgen von Willkür und Gewalt – mit autobiographischem Hintergrund.

Schlimmer als der Tod ist das spurlose Verschwinden eines geliebten Menschen. Hisham Matar, dessen Vater vor zwei Jahrzehnten von libyschen Sicherheitskräften entführt wurde, erzählt in seinem neuen Roman von der Verschleppung eines arabischen Dissidenten – und wie diese Entführung das Leben derjenigen, die zurückbleiben, für immer überschattet und verändert. »Ich glaube nicht, dass mein Vater tot ist, aber ich glaube auch nicht, dass er noch lebt.« Diesen Satz aus dem Roman hat auch Hisham Matar selbst über sein Leben und seine Vater-Hoffnung einmal gesagt. Von dieser Unmöglichkeit handelt dieses großartige Buch. « (Volker Weidemann, FAS)



Autor

Hisham Matar

Hisham Matar, Sohn libyscher Eltern, wurde 1970 in New York City geboren, wuchs in Tripolis und, nach der Emigration der Familie, in Kairo auf. Seit 1986 lebt Hisham Matar in England. Er hat zwei international vielbeachtete Romane verfasst, »Im Land der Männer« und »Geschichte eines Verschwindens«, die mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet wurden. Für seine Memoiren »Die Rückkehr. Auf der Suche nach meinem verlorenen Vater« erhielt Hisham Matar u.a. den Geschwister-

Seit dem Tod seiner Mutter lebt der zwölfjährige Nuri el-Alfi mit seinem Vater Kamal zurückgezogen in Kairo. Im Sommer verbringen die beiden einen Urlaub am Meer. Und hier entdeckt Nuri Mona, die junge Frau im gelben Badeanzug, die ihn vollkommen betört. Doch Mona verliebt sich in Nuris Vater, und als sie Kamal heiratet, beginnt für Nuri eine schwere Zeit. Oft wünscht er sich seinen Vater weit weg – er ahnt nicht, dass sein Wunsch auf eine Weise in Erfüllung gehen wird, die sein Leben für immer verändert. Denn nur zwei Jahre später wird Kamal Pascha el-Alfi, der von Ägypten aus gegen die eigene Regierung gearbeitet hat, von Unbekannten aus einer Genfer Wohnung verschleppt, und von da an wird Nuri kein Lebenszeichen mehr von ihm vernehmen ...

HISHAM MATAR wurde 1970 in New York City geboren; seine Eltern stammen aus Libyen. Er wuchs in Tripolis und, nach der Emigration der Familie, in Kairo auf. Seit 1986 lebt Hisham Matar in London. Hisham Matars Debüt »Im Land der Männer«, das in 22 Sprachen übersetzt ist, wurde für die Shortlist des Man Booker Prize 2006 und des Guardian First Book Award nominiert. Hisham Matar wurde ausgezeichnet mit dem Royal Society of Literature Ondaatje Prize, dem Commonwealth Writers' Prize, dem Premio Vallombrosa Gregor von Rezzori, dem Premio Internazionale Flaiano und dem Arab American Book Award.

HISHAM MATAR BEI BTB
Im Land der Männer. Roman (73865)

Hisham Matar

Geschichte eines
Verschwindens

Roman

*Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence*

btb

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Anatomy of a Disappearance« bei Viking, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2013

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2011 Hisham Matar

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011

Luchterhand Literaturverlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile München

Umschlagmotiv: © plainpicture/whatapicture

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

CP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74599-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für J. H. M.

Kapitel eins

Es gibt Zeiten, da lastet die Abwesenheit meines Vaters auf mir, als säße mir ein Kind auf der Brust. Dann wieder kann ich mich kaum an die Züge seines Gesichts erinnern und muss die Fotos hervorholen, die ich in einem alten Umschlag in der Schublade meines Nachttischs aufbewahre. Seit seinem plötzlichen, geheimnisvollen Verschwinden hat es nicht einen Tag gegeben, an dem ich nicht nach ihm gesucht hätte, selbst an den unwahrscheinlichsten Orten. Alles und jeder, die Existenz an sich, kann ihn heraufbeschwören, birgt Ähnlichkeiten. Vielleicht liegt hier die Wurzel des kurzen und fast schon archaischen Wortes »Elegie«.

Ich sehe ihn nicht im Spiegel, fühle aber, wie er leicht die Haltung verändert, als wände er sich in einem Hemd, das ihm nicht ganz passt. Mein Vater hatte immer schon etwas Geheimnisvolles, selbst als er noch da war. Ich kann mir fast vorstellen, wie es hätte sein können, ihm als Gleicher, als Freund zu begegnen, aber eben nur fast.

Mein Vater verschwand 1972, zu Beginn meiner Weihnachtsferien. Da war ich vierzehn. Mona und ich wohnten im Montreux Palace und frühstückten gerade, ich mit einem großen, leuchtenden Glas Orangensaft vor mir, sie mit ihrem dampfenden schwarzen Tee. Von der Terrasse aus sahen wir auf die stahlblaue Fläche des Genfer Sees hinaus, an dessen anderem Ende, hinter Bergen und Buchten, die bereits leere Stadt Genf lag. Ich beobachtete die Gleitschirmflieger über dem stillen See, und Mona blätterte durch *La Tribune de Genève*, als sie plötzlich die Hand an den Mund hob und zu zittern begann.

Minuten später saßen wir im Zug, redeten kaum und reichten die Zeitung hin und her.

Auf der Polizeiwache bekamen wir die wenigen persönlichen Gegenstände von ihm ausgehändigt, die auf dem Nachttisch gelegen hatten. Als ich den Plastikbeutel aufriss, roch ich neben dem Tabak und dem Feuerstein des Feuerzeugs auch ihn. Die Uhr, die mit im Beutel lag, trage ich heute noch an meinem Handgelenk, und wenn ich die Unterseite des Lederarmbands gegen meine Nasenlöcher drücke, kann ich immer noch einen Hauch von ihm ausmachen.

Ich frage mich, wie sich meine Geschichte entwickelt hätte, wären Monas Hände nicht so schön und ihre Fingerspitzen nicht so weich gewesen. Noch so viele Jahre später höre ich meinen kindlichen Protest: »Ich habe sie als Erster gesehen!«, den ich jedes Mal nur mühsam herunterschlucken konnte, wenn Vater eine seiner besitzergreifenden Gesten sehen ließ – wenn seine Finger in ihrem Haar versanken oder er mit der Geistesabwesenheit dessen, der sich mitten im Satz ans Ohrläppchen greift, seine Hand auf ihren Schenkel legte. Er hatte es sich angewöhnt, wie ein Westeuropäer in aller Öffentlichkeit Händchen mit ihr zu halten, sie zu küssen und zu umarmen. Aber mich täuschte er damit nicht: Wie ein schlechter Schauspieler war er sich unsicher. Wenn er merkte, dass ich ihn beobachtete, wandte er den Blick ab, und ich schwöre, ich konnte sehen, wie ihm Farbe in die Wangen stieg. Eine dunkle Zärtlichkeit überkommt mich, wenn ich daran denke, wie sehr er sich bemühte; auch heute noch sehne ich mich so sehr nach einem unkomplizierten Einverständnis mit ihm. Unserer Beziehung fehlte, was ich immer für möglich gehalten habe, wäre uns genug Zeit geblieben (und vielleicht hätte er auch sehen müssen, wie ich zum Mann und selbst zum Vater wurde): emotionale Offenheit und Leichtigkeit. Tatsächlich aber sehe ich ihn immer noch mit der Distanz, die bis zuletzt unser Miteinander bestimmte und jene stumme Kluft zwischen uns begründete.

Kapitel zwei

Wir lernten Mona im Magda Marina kennen, einem kleinen Hotel in Agami, gleich bei Alexandria. Obwohl es direkt am Strand lag, gingen wir nie im Meer baden, und ich wollte auch keine Sandburgen bauen. Wie fast alle übrigen Gäste begnügten wir uns mit den kleineren Freuden des geschützt liegenden Swimmingpools. Unsere in Betonquadern untergebrachten Zimmer schirmten uns von der Welt ab. Man hörte zwar, wie die Wellen, einem schnarrenden Wachhund gleich, träge auf den Strand schlugen, entdeckte aber nur selten ein schmales Stück Meerblau.

Vater war jetzt den zweiten Sommer mit mir hier, seit Mutter gestorben war.

Als sie noch lebte, waren wir nie an Orte wie diesen gekommen. Sie mochte die Hitze nicht. Ich habe sie nie in einem Badeanzug erlebt oder gesehen, dass sie sich der Sonne ergab, die Augen schloss und ihr das Gesicht zuwandte. Sobald der Kairoer Frühling nahte, machte sie sich an die Planung unserer Sommerfluchten. Einmal übersommerten wir hoch oben in den Schweizer Alpen, wo sich mein Körper angesichts der steilen Schluchten und Abgründe in der felsigen Erde unwillkürlich versteifte.

Ein anderes Mal brachte sie uns nach Nordland, oben in Nordnorwegen, wo sich die zerklüfteten Gipfel kahler schwarzer Berge hart im unbeweglichen Wasser spiegelten. Wir wohnten in einer Holzhütte, die ganz für sich am Wasser stand und in der braunroten Farbe verwitternden Laubs gestrichen war. Rings um das Dach führte eine Rinne, dick wie ein menschlicher Schenkel. Was immer dort oben vom Himmel fiel, fiel im Überfluss. Nirgends gab

es Zeichen menschlichen Lebens. An manchen Nachmittagen verschwand Mutter, und ich verbarg vor Vater, dass ich mein Herz in den Ohren pochen spürte. Ich blieb in meinem Zimmer, bis ich ihre Schritte auf der Veranda und das Schlagen der Küchentür hörte. Einmal stand sie mit schwarzroten Händen da, ein dunkler, kreisförmiger Fleck breitete sich auf dem Vorderteil ihres weiten Pullovers aus. Mit glasklaren, großen, befriedigten Augen hielt sie mir eine Handvoll wilder Beeren entgegen. So reif und süß, wie sie schmeckten, wollten sie für mich nicht zur Landschaft passen.

Eines Abends zog sich dicker Nebel zusammen und verwischte das Züngeln und Seufzen des Nordlichts. Um solche Schrecken schätzen zu können, muss man erwachsen sein. Angstvolle Hitze trat in meine achtjährigen Gedanken, ich rollte mich im Bett ein, versuchte mein Weinen zu ersticken und hoffte auf einen der abendlichen Besuche meiner Mutter, hoffte, dass sie mir einen Kuss auf die Stirn gab und sich neben mich legte. Am Morgen kehrte die unbewegte Welt zurück: das unschuldige Wasser, die grimmigen Berge, der blasse, mit kleinen, neugeborenen Wolken gepunktete Himmel. Ich fand Mutter in der Küche, wo sie Milch warm machte, ein Glas Wasser neben sich auf der weißen Marmorplatte. Nicht Saft, Tee oder Kaffee, Wasser war ihr Morgengetränk. Sie nahm einen Schluck, und wie gewohnt auf Geräuschlosigkeit achtend, erstickte sie das Klacken des Glases auf dem Marmor mit der weichen Spitze des kleinen Fingers. Jedes plötzliche Geräusch irritierte sie, und sie vermochte die Arbeiten eines ganzen Tages in nahezu vollkommener Stille zu verrichten. Ich setzte mich an den Tisch, an dem wir drei uns zu den Mahlzeiten versammelten, wobei Mutter gelegentlich Blicke auf den vierten, leeren Platz warf, als versinnbildliche er ein Fehlen, etwas Verlorenes. Sie schenkte mir die heiße Milch ein. Ein Dampfschwaden wischte durch die Luft und verschwand hinter ihrem Hals.

»Warum machst du so ein langes Gesicht?«, fragte sie.

Sie führte mich auf die Veranda, die auf den See hinausging. Die

Luft war so frisch, dass sie mir in die Kehle stach. Schweigend standen wir da. Ich dachte an das, was sie im Auto zu Vater gesagt hatte, als die kahlen Berge Nordlands in den Blick gekommen waren: »Hier hat Gott beschlossen, ein Bildhauer zu sein. Überall sonst hält er sich zurück.«

»Er hält sich zurück?«, hatte Vater fragend wiederholt. »Du redest über ihn, als wäre er ein Freund von dir.«

In jener Zeit glaubte mein Vater nicht an Gott. Mutters Erfahrungen des Göttlichen begegnete er nicht selten mit gereiztem Sarkasmus. Vielleicht hätte ich nicht überrascht sein sollen, als er nach Mutters Tod hin und wieder ein Gebet sprach. Sarkasmus verbirgt oft eine geheime Faszination.

War es die Romantik des Holzfeuers, die Geborgenheit schwerer Mäntel, die meine Mutter in den Norden und die unbevölkerten Gegenden Europas zog? Oder war es die makellose Ruhe, waren es die zwei Wochen, in denen sie mit den einzigen beiden Menschen, die ihr gehörten, zusammen sein konnte, zwei Wochen, die wir hauptsächlich drinnen verbrachten, geschützt und verschanzt? Heute denke ich an diese Urlaube, wohin sie uns auch führten, als Reisen in ein einziges Land, Mutters Land, und die Stille war Mutters Melancholie. Es gab Augenblicke, in denen ihr Unglück so elementar schien wie klares Wasser.

Nach ihrem Tod wurde bald offenbar, dass Vater in den zwei freien Wochen, die er sich im Sommer genehmigte, am liebsten immer schon von früh bis spät in der Sonne hätte liegen wollen. So wurde das Magda Marina der Ort, an dem wir diese vierzehn Tage verbrachten. Er schien jedoch nicht mehr zu wissen, wie er mit mir umgehen sollte. Mutters Tod hatte ihm alle Gelöstheit genommen, die er seinem einzigen Kind gegenüber je verspürt hatte. Wenn wir uns zum Essen setzten, las er entweder Zeitung oder starrte in die Ferne. Merkte er, dass ich ihn betrachtete, begann er unruhig herumzurutschen oder sah auf die Uhr. Gleich nach dem Essen steckte

er sich eine Zigarette an und schnipste nach der Rechnung, ohne sich darum zu kümmern, ob ich schon so weit war.

»Bis später im Zimmer.«

Als Mutter noch lebte, hatte er sich nie so verhalten.

Gingen wir zu dritt in ein Restaurant, setzten sich die beiden mir gegenüber an den Tisch, und unterhielten wir uns, richtete Mutter ihre Beiträge fast immer an mich, ganz so, als wäre ich die Stirnwand eines Squash-Courts. Brachte ihn seine Unruhe dazu, den Entertainer zu geben, beobachtete sie auf ihre unauffällige Weise, wie ich auf seine gezwungene Fröhlichkeit reagierte oder auch auf sein ausgiebiges Schweigen, wenn er den eigenen Auftritt nicht länger ertrug. Ich spürte die Augen meiner Mutter auf mir, während ich verfolgte, wie Vater die anderen Gäste musterte oder aus dem Fenster startete, hinaus auf eine unbedeutende Straße oder einen Platz, zweifellos tagträumend oder den nächsten Zug seiner geheimen Arbeit planend, von der ich ihn niemals reden hörte. In diesen Momenten hatte ich das Gefühl, als wäre er der Junge, der gezwungen war, sein Essen mit den Erwachsenen einzunehmen. Als wäre er der Sohn und ich der Vater.

Nach Mutters Tod begannen er und ich zwei Junggesellen zu gleichen, die sich aufgrund der äußeren Umstände, vielleicht auch einer Verpflichtung gehorchend, eine Wohnung teilten. Zwischen durch überkam ihn jedoch immer wieder diese zärtliche Zuneigung, impulsiv, zu den unwahrscheinlichsten Gelegenheiten, und er drückte sein Gesicht auf meinen Hals, gab mir schniefend einen Kuss und kitzelte mich mit seinem Schnauzbart. Dann lachten wir, als wäre alles in Ordnung.

Kapitel drei

Es stimmt, mir fiel Mona zuerst auf. Sie saß auf den Keramikfliesen, die den rechteckigen Swimmingpool des Magda Marina einfassten, und betrachtete ihre Fußsohle. Die Fliesen trugen ein Muster, das die maschinelle Kopie eines Wandmosaiks der Alhambra war, wie ich Jahre später bei einer Reise nach Granada feststellte. Versonnen fuhr ich mit den Fingerspitzen darüber und gedachte jenes fernen Sommers 1971 in Agami, als ich zwölf gewesen war. Monas Haar war zu einem praktischen Pferdeschwanz gebunden, und sie trug einen unerhört hellgelben Badeanzug, der ihre Haut dunkler und sie selbst jünger erscheinen ließ. Einen Augenblick lang hielt ich sie für ein junges Mädchen. Einen Augenblick lang erinnerte mich der gelbe Stoffstreifen auf ihrem Rücken an das gelbe Krankenhausarmband, das meine Mutter ums Handgelenk getragen hatte. Schwachblau schimmernd spiegelte sich das Licht im Wasser und legte sich auf Monas Körper.

»Dieses Stück Haut ist arabisch, das dort von deiner englischen Mutter«, würde ich sie später necken.

Sie zog ihren Fuß an sich heran, beugte den Kopf vor, und ich sah, wie sich der Grat ihrer Wirbelsäule gegen den gelben Stoff drückte. Denke ich heute daran zurück, bin ich neidisch auf das Selbstvertrauen, mit dem ich mich ihr näherte. Als überquerte ich eine Straße, um einer auf dem Rücken liegenden Schildkröte zu helfen. Diese natürliche Selbstsicherheit hat mich längst verlassen. Während es Vater über die Jahre gelang, den Mantel seiner Befangenheit abzustreifen, wurde meiner umso schwerer.

